

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

E. Friedel, O. Monke, K. Altrichter: Kleine Mitteilungen.

Kleine Mitteilungen.

Aufstellung öffentlicher Denkmäler. Die Heimatkunde umfasst auch die Denkmäler, der nachstehende Ministerialerlass wird deshalb für unsern Leserkreis von Interesse sein.

Berlin, den 17. Juni 1897.

Der Minister des Innern.

Zur Aufstellung von Denkmälern für Mitglieder des Königlichen Hauses bedarf es der Allerhöchsten Genehmigung, insbesondere dann, wenn es sich um Denkmäler handelt, die an einem der Oeffentlichkeit zugänglichen Orte oder aus öffentlichen Mitteln errichtet werden sollen. Zur Aufstellung jedes öffentlichen Denkmals in der Haupt- und Residenzstadt Berlin und in den Residenzstädten Potsdam und Charlottenburg ist die Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs in Hinblick auf § 10 des Gesetzes vom 2. Juli 1875, betreffend die Anlegung und Veränderung von Strassen und Plätzen in Städten und ländlichen Ortschaften, einzuholen. Insoweit besondere Vorschriften für die anderen Königlichen Haupt- und Residenzstädte bestehen, behält es dabei sein Bewenden.

Die Anträge sind rechtzeitig im Instanzenwege vorzulegen, etwa nach Herstellung des Modelles und sobald der Umfang der zur Verfügung stehenden Mittel und die Art der Ausführung mit Sicherheit übersehen werden kann, jedenfalls vor Eingehung von Verpflichtungen in Bezug auf die Ausführung des Unternehmens. Den Berichten ist eine das Denkmal veranschaulichende Zeichnung oder Photographie beizufügen, und neben den sonstigen, zur Beurtheilung des Unternehmens dienlichen Thatsachen anzugeben, ob die Aufbringung der Kosten des Denkmals ein hervorragendes öffentliches Interesse obwaltet.

Im allgemeinen bemerke ich aus Anlass einiger Specialfälle, dass bei der Herstellung von Denkmälern auf die Verwendung guten, wetterbeständigen Materials zu achten ist.

In Vertretung
gez. Braunbehrens.

An den Herrn Polizei-Präsidenten, hier.

I A. 3883/84.

Der Polizei-Präsident

I C. 1937

Berlin, den 30. Juni 1897.

Abschrift übersende dem Magistrat ich zur Kenntnissnahme
(gez.) Friedheim.

An den Magistrat hiesiger Königlichen
Haupt- und Residenzstadt.

(Aus dem Archiv des Märkischen Museums.)

Nochmals die „Berlinen“. Jahrg. V, S. 79 hatte ich angegeben, dass die „Berlinen“ genannten Kutschen um 1665 von dem piemontesischen, in brandenburgische Dienste übergetretenen Ingenieur Filippo di Chiesa in Berlin

erfunden seien. Es ist nun immer noch ein Streit, ob dies ein leichtes oder schweres Fuhrwerk war. In dieser Beziehung ist beachtenswert, was Delisle de Sales in seiner „Lettre de Brutus“, London 1771, S. 154 schreibt: „Um so langsamer ein Wagen ist und mit Geräusch rollt, um so weniger kann er Unzuträglichkeiten veranlassen; so ist eine Berline weniger gefährlich als eine Coupé-Carosse“. Und S. 231 sagt er von der vollkommenen Berline: „Une berline est plus sûre et plus commode qu'un carosse, aussi n'a-t-on rien négligé pour perfectionner cette voiture; on a rendu mobiles les panneaux de côté; on a placé sept glaces qui en relèvent l'élégance; Dalem a inventé pour elle ses ressorts; un autre artiste a ajouté un cric à stores, et on a dessiné sur la partie extérieure des peintures si vraies, qu'on les a prises quelquefois pour des tableaux de Greuze, de Vernet, on de Boucher; enfin, si quelque voiture peut être mise en parallèle avec les anciens chars de triomphe, ce sont sans doute ces berlines“. Dass die Berlinen angenehm „mollig“ waren, dafür spricht auch folgende hübsche Anekdote, die uns Madame Campan in ihren „Mémoires“, III, 78 aufbewahrt hat. Der erste Stallmeister der Königin Marie Leszczyńska, der auch das Hoffuhrwerk unter sich hatte, war ein braver, aber ziemlich beschränkter Kopf, den die Königin mitunter etwas aufzog. „Dieser gute Herr von Tessé (erzählt Madame Campan) hat seinen Sohn mit der lebenswürdigen und gleichzeitig geistvollen Tochter des Herzogs von Ayen, später Marschall de Noailles verheiratet; er liebte seine Schwiegertochter ganz ausserordentlich und sprach von ihr nur mit Zärtlichkeit. Die Königin, welche ihn zu verpflichten wünschte, unterhielt sich mit ihm oft von der jungen Gräfin und fragte ihn eines Tages, welche Herzenseigenschaft er besonders an ihr wahrnehme. — Ihre Güte, Madame, ihre Güte, antwortete er die Augen voller Rührungstränen: sie ist so sanft so sanft — — wie eine gute Berline. — Das ist ein des ersten Stallmeisters würdiger Vergleich, sagte die Königin.*)

Diese überaus prächtig ausgestatteten Berlinen wurden namentlich auf Reisen von Fürsten und anderen vornehmen Herrschaften bevorzugt. Der Grosse Kurfürst und alle preussischen Herrscher bis auf Friedrich Wilhelm III. benutzten Berlinen. Sehr elegante Berlinen wurden in England gebaut und auch nach Frankreich ausgeführt. Dem Fürsten Karl von Soubise wurde in der für ihn so schimpflichen Niederlage bei Rossbach am 5. November 1757 von den preussischen Husaren eine elegante Berline abgenommen. Ueberhaupt erblühte dem galanten Prinzen Soubise aus den Berlinen eigentümliches Unglück. Im Jahre 1769 hatte er eine sehr schöne Ballet-Tänzerin, Mademoiselle Audinot, im zweiten Stockwerk eines recht alten wackligen Hauses der Rue de Richelieu zu Paris einquartiert. Soubise, höchst eifersüchtig, liess die flatterhafte Schöne durch ihre Mutter und Dienstpersonal ängstlich bewachen. Auf das Fräulein Audinot warf nun Armand-Louis Gontant, Graf von Biron, später Herzog von Lauzun, ein berüchtigter jugendlicher Libertin, ein begehrlches Auge und verständigte sich leicht mit ihr. Er bestach eine

*) Marie Leszczyńska, einzige Tochter des Königs Stanislaus L., geb. 1703, wurde 1725 die Gemahlin Ludwig XV.; sie war ebenso sittenrein und menschenfreundlich, wie ihr Gemahl verworfen und verhasst; sie starb 1768.

Dienerin, liess sich einen Hausschlüssel machen und seine Berline vor dem Hause hin und herfahren, die auf dem schlechten Pflaster viel Lärm verursachte und, wie Lauzun*) selbst erzählt, das Gebäude erzittern machte. Auf diese Weise konnte er das Fräulein ungestört besuchen und den Fürsten Soubise narren, ohne dass die Mutter, welche im Nebenzimmer schlief, vor dem greulichen Gepolter der Berline das geringste merkte. — Bekannt ist das Bild, wie Ludwig XVI. mit Marie Antoinette in einer Berline, vom Abschaum des Pariser Pöbel begleitet, als halber Gefangener von Versailles nach den Tuileries fährt.

Eigentümlich ist es, dass der Name der Berliner Erfindung, die Berline in Berlin ganz ungebräuchlich, ja so gut wie vergessen worden ist. Es kommt dies übrigens bei Erfindungen, die nach ihrem Ursprungsort benannt werden, in den Ursprungsorten öfters vor. So ist beispielsweise der Ausdruck „Pariser“ bei uns für Hausschuhe aus Filz gebraucht, in Paris selbst unbekannt.**)

Wenn nach dem Vorgesagten die gewöhnlichen französischen Wörterbücher „Berline“ mit „ein leichtes Reisefuhrwerk“ übersetzen, so ist das sicherlich falsch, die Berline war und ist ein solides, gutgefedertes, aber schweres Fuhrwerk.

E. F.

Nachtrag zum Judentotschlag bei Grimnitz, Kreis Angermünde.
(Vergl. Monatsblatt VI. S. 178.) I. Ein Maurermeister aus Jochimsthal erzählte mir die Sage folgendermassen:

Im vorigen Jahrhundert kam ein jüdischer Handelsmann die Strasse entlang, die vom Schützenhaus nach Parlow führt. Er trug ein Päckchen mit schönen bunten Seidentüchern und ähnlichen Artikeln auf dem Rücken. Dort, wo jetzt der Reisighaufen liegt, lauerten ihm 2 junge Burschen von der Plantage auf und schlugen ihn tot. Geld fanden sie bei dem alten Mann nicht oder höchstens ein paar Pfennige. Daher raubten sie sein Warenpäckchen aus und nahmen besonders die schönen bunten Seidentücher. Die schenkten sie ihren Bräuten in Grimnitz. Dadurch kam aber die Sache heraus, und die Burschen wurden zum Tode verurteilt und auf dem Galgenberge beim Schützenhause gehängt. Jeder, der an der Stelle vorübergeht, wo der Mord geschehen ist, muss einen Reisigzweig hinwerfen. Wer es nicht thut, dem fügen die Juden Schaden zu. Der Reisighaufe ist aber heut so klein, weil niemand mehr die alten Geschichten glauben will.

II. Ein alter Mann, der des Weges kam, erzählte mir, der Judentotschlag sei vor einiger Zeit fast ganz verschwunden gewesen; da habe er wieder einige Zweige hingeworfen.

*) Mémoires du Duc de Lauzun. VI éd. par Louis Lacour. Naumbourg s. S. 1862, S. 101. Lauzun, am 13. April 1746 geboren, starb am 12. Nivose des Jahres II der Freiheit, d. i. am 1. Januar 1794, auf dem Schaffot.

**) Es ist auch eigentlich eine Beleidigung für Paris und die zierlichen Pariser, nach ihnen ein plummes Schuhwerk zu benennen.

*Diesem botzigen Schindlerwerk verdanke ich Treffliches
wofür auf dem Namen. Jule (1929) ist ein bayerisches Produkt*

III. Ein junges Mädchen in Joachimsthal erzählte: Vor einiger Zeit soll der Judentotschlag abgebrannt sein. Früher hat dort auch eine mächtige Kiefer gestanden, die war mit einem Kreuz gezeichnet.

Ich persönlich habe den Haufen am 1. Oktober 1897 erheblich ergänzt. Er besteht aus Wachholderreisig. Die Höhe betrug nur ca. 1 m. Man konnte den Haufen fast im Arm forttragen.

Will man den Judentotschlag aufsuchen, so verfolgt man am besten den verbotenen Weg (Fusssteig) der geradeüber vom Schützenhause vor der Lehmchaussee abgeht. Nach ca. 20 Minuten erreicht man die L.-Chaussee. Der Judentotschlag liegt ca. 200 Schritt vor der Stelle, an der die Lehmchaussee in Pflaster übergeht, rechts hart am Wege in einer weiten Mulde zwischen 2 Hügeln, die ca. 200 Schritt von einander entfernt sind. Weiter in den Wald hinein vertieft sich die Senke.

O. Monke.

Vom „Böten“, ein Beitrag zum Volksglauben in Berlin. Einer unserer rühmlichst bekannten Anthropologen, Herr Sanitätsrat Dr. Bartels, hielt im Berliner Verein für Volkskunde am 28. Dezember 1894 einen Vortrag über das Besprechen („Böten“) und die im Volksglauben üblichen Besprechungsformeln von den in den indischen Veden vorkommenden Heilspriechen und von der Merseburger Zauberformel*) bis zu den neuesten Wendungen, wie sie im Volk jetzt noch umlaufen. Herr Geheimrat Dr. W. Schwartz machte darauf aufmerksam, dass es doch allezeit Zweifler gegeben und führte den isländischen Schwank an, wie der teuflischen Geistliche, der vergessen hat, dass „spiritus“ nach der 4. Deklination geht, dem Teufel zuzurufen: „abi male spirite“! (statt spiritus) und Satanas ihm antwortet, es falle ihm nicht ein, vor einem solchen elenden Lateiner auszufahren. Einen andern Belag bringt unser Berliner Dichter Heinrich Seidel (Sonderbare Geschichten, Leipz. 1891, S. 165). Ein Landmann bringt einer armen, ihm recht hexenhaft vorkommenden Frau halb aus Hohn das Verslein bei:

*) Verhochdeutsch:

Phol und Wodan führen zu Holze,
Da ward dem Balders Fohlen sein Fuss verrenket;
Da bötete Sinthgunt, Sunna ihre Schwester,
Da bötete Frua, Folla ihre Schwester,
Da bötete Wodan, so wohl er konnte,
So zum Beinrenken, so zum Blutrenken,
So zum Gliederrenken
Bein zu Bein, Blut zu Blut,
Glied zu Glied, so sie zusammengeleimt sind.

Joh. Matth. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen giebt Bd. I, S. 137 folgende Erklärung: „Böten bezeichnet die Handlung, wenn die Heilung irgend eines Uebels durch Streichen, Hauchen und Besprechen versucht wird, namentlich bei der Rose. Das Besprechen besteht in Hinmurmeln abergläubischer Sprüche oder Formeln während des Streichens und Anhauchens des krankhaften Theils, also ein ländlich-sittliches Magnetisieren.“ F. führt ebendasselbst in einem scherzhaften altmärkischen Liede folgende Verse an:

„Böt, böt, böt!
 „Dei Kreih hett Föt,
 „Dei Kreih hett'n langen Start,
 „Dat du bald wedder beter ward!
 „Böt, böt, böt!
 „Helpt es nich, so schad't ok nich!“

Die gutgläubige alte vermissquente Person benutzt diesen unsinnigen Psalm mit bestem Erfolge und wird davon ganz wohlhabend. Der Landmann, ihr Lehrmeister, bekommt ein bösesartiges Geschwür im Halse, der Arzt kann nicht helfen und die Ehefrau setzt nun ihrem immer mehr nach Luft „jappenden“ Manne zu, die alte Böt-Frau kommen zu lassen. Dem Tode nahe, vermag sich der Mann dessen nicht zu erwehren. Die Olsch kommt und plappert nun ihren Sermon mit der grössten Andacht her. Das ist dem Kranken denn doch zu arg, er muss trotz aller Todesgefahr laut auflachen, davon platzt das Geschwür und der Patient ist gerettet.

Nicht erwähnt hat Dr. Bartels, dass es noch neuerdings Ärzte gegeben hat und noch giebt, die bei ihren Patienten das Böten durch alte Frauen und Männer in gewissen Krankheitsfällen ausüben lassen. Das kommt nun auch in der Hauptstadt der Intelligenz vor.

Meine Mutter hatte sich vor vielen Jahren bei einem der den alten Berlinern noch erinnerlichen patriotischen Musikfeste, die mit allerhand Trara, Feuerwerk pp. im ehemaligen „Hofjäger“ an der Thiergartenstrasse (nahe der Friedrich Wilhelmstrasse) gefeiert wurden, durch plötzlichen jähen Schreck eine böseartige Gesichtsrose zugezogen. Das geschah also: in der Nähe meiner Mutter wurde ein lebendiger Adler, „Preussens siegreicher Aar“ versteckt gehalten und dann mit einem Knalleffekt an einer Schnur in die Höhe gezogen, so dass er seine Schwingen entfalten musste. Als dass grosse Tier unter gewaltigem Flügelschlagen mit einem Male sausend in die Höhe fuhr, alterierte sich meine Mutter, damals noch junge Frau, hierüber derart, dass sie von der geschilderten Krankheit jählings befallen wurde.

Sie wandte sich nun an den uns damals befreundeten berühmten Operateur Dieffenbach*) Derselbe besah sich die Geschwulst, liess sich aber

„En junger Dokter was derbi
 „He leep so neben her,
 „Un schnöäkert, of nich doa un hi
 „För äm ook Kundschaft weer.
 „Mücht ick an siene Stelle sien,
 „Mit Böten füng ick an;
 „Gliek seet ick in de Wulle drin,
 „Dät nährt jitzt sienen Mann.“

Das Wort „böten“, ahd. puozan, ags. bētan, nhd. büssen ist „emendare“ (ausbessern) aber auch „mederi“ (heilen). Vgl. Grimm. Myth. 866, N. 304, 305. Es ist in der Mark, Altmark und Westfalen üblich, scheint aber in manchen norddeutschen Gegenden, z. B. Neuvorpommern, ungewöhnlich zu sein.

*) Johann Friedrich Dieffenbach, geb. 1792 zu Königsberg in Ostpr., wurde 1830 dirigierender Arzt am kgl. Charité-Krankenhaus, 1840 ordentlicher Professor und Direktor der chirurgischen Universitäts-Klinik zu Berlin. † am 11. November 1847. Eine Strasse Berlins ist nach ihm, der als der grösste deutsche Chirurg galt, benannt.

auf weiteres nicht ein, schickte vielmehr seine „kluge Frau“ zur Patientin, um die Rose zu besprechen. Dies geschah und die Krankheit verschwand nach ein paar Tagen vollständig ohne weitere Behandlung. Diese Böt-Frau Dieffenbach's erfreute sich einer gesegneten Kundschaft, es war ihr aber, wie ich hörte, verboten, zu verraten, dass sie von Dieffenbach geschickt wurde.

Eingeschaltet werde, dass im allgemeinen die Regel gilt, bei Männern das Böten durch Frauen, bei Frauen durch Männer besorgen zu lassen. Ausnahmen sind aber nicht gerade unstatthaft, nur muss man sich gefallen lassen, zu hören, dass wenn in dergl. Fällen das Böten nicht hilft, die daselbe besorgende Person kein Vorwurf trifft.

Die Anwendung des Böten, besser gesagt der Glaube daran, ist mir neuerdings noch bei einem andern angesehenen Arzte, dem 1889 zu Greifswald verstorbenen dortigen Universitäts-Professor und Dozenten für die Staatsarzneikunde, Dr. Haeckermann, vorgekommen. Dieser erklärte mir die Wirkung als die der Suggestion⁺ Hiermit trifft man den wissenschaftlichen Kern der Sache. Dass man durch Suggestion einzelne bestimmte Krankheitserscheinungen heilen kann, wird nicht länger ernstlich bestritten werden dürfen und damit kommt der alte Volksglaube vom Böten und von der Heilkraft des Bötens in gewissem Umfange unzweifelhaft wieder zu seinem Rechte.

E. Friedel.

Meer-Rettig (*Cochlearia armoracea*). Über die Entstehung, Bedeutung und Schreibweise dieses Pflanzennamens sind im verflossenen Jahre recht interessante Untersuchungen angestellt worden. Nach meiner Auffassung liegt die Sache sehr einfach. Pflanzen werden vielfach nach ihren inneren oder äusseren Eigenschaften benannt. Diese im Spreewalde stark gebaute Pflanze beisst wie Rettig. Ihre Wurzel (das Essbare ist die Wurzel) gleicht der Möhre. Ursprünglich wird sie wohl „Möhren-Rettig“ zum Unterschiede von dem schwarzen und weissen Rettig genannt worden sein, da die Farbe das Unterscheidungsmerkmal nicht mehr abgeben konnte. Daraus wurde „Möhr-Rettig“ und überall wo eine den Diphtongen abholde slavische Bevölkerung vorherrschte „Mehr-Rettig“. In Lübbenau z. B. sagt man: „Merredich“. Möhre kommt aber wieder von dem Moorboden, auf dem sie mit Vorliebe wächst und das thut auch der Meerrettig.

K Altrichter.

+ Zum Beginn der Reise nach dem Norden.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 34. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.